

## Ein Mann.

Von Camille Lemonnier.

Ein Fünkchen glommt noch am Boden. Cachaprés gelangte an eine weite Schonung. Quer durch das Jungholz führte ein Karrenweg; wo die Baumbestände sich lichtet, wuchsen Ginster und Heidekraut in üppiger Menge. An den unteren Teilen der Gebüsche waren Ragespuren von scharfen Hasen- und Kaninchenzähnen zu erkennen.

Er bückte sich und verhartete ein paar Augenblicke reglos vor diesen Spuren. Einige ganz frische liefen von der linken Seite der Richtung nach rechts. Hier gesellten sich engere Spuren zu einer breiteren Fährte. Zweifellos hatte da eine Rehgeiß mit ihrem Bod gewechselt. Er zog das Gewehr unter seinem Kittel hervor, öffnete das Futteral und entnahm ihm eine Drahtschlinge. Dann stand er wieder reglos und lauschte mit angehaltenem Atem in den schweigenden Wald, ob nicht ein Wächter nahe. Doch durch den Forst strich nur der leise in den Blättern spielende Wind, das Rascheln eines Zweiges oder gedämpfte, heifere Schreie aus einer tierischen Kehle.

Cachaprés warf den Gewehriemen um die Schulter, gürtete seine Hüften mit dem Ledersfutteral, und mit stockendem Atem, gebücktem Leib und leisem Tritt schob er sich behutsam in der Richtung vor, die das Wild genommen hatte. Nun war nebst den Fußspuren auch vereinzelte Losung zu sehen; obgleich jetzt die Nacht vollständig hereingebrochen war, konnte er alles ganz genau unterscheiden. Ein Rest von Tageslicht schien noch in seinen Pupillen zu haften, welche wie die einer Katze funkelten und leuchteten.

Er zweifelte nicht mehr, auf der richtigen Fährte zu sein. An einer bestimmten Stelle deutete das besonderes arg zerstampfte Gras darauf hin, daß das Wild von hier nach dem oberen Teile des Waldes auszubrechen pflegte. Aller Wahrscheinlichkeit nach würden der Rehbock und die Geiß wieder denselben Weg zur Rückkehr nehmen; er begann, nach einem jungen, biegsamen Baume Umschau zu halten.

Inmitten eines dichten Gebüsches von Heidekraut stand eine junge Birke. Er zog die Krone an sich, bog sie herab und knüpfte daran eine lange Drahtschlinge. Dann riß er einen Büschel Heidekraut aus und rieb die Schlinge ein, um den Geruch seiner Hände zu decken. Falls das Bärchen hier wechselte, würde der voraneilende Bod sicherlich mit dem Kopfe in die Schlinge laufen, und, aus der Fährte zu schließen, gäbe der keinen üblen Braten.

Er versteckte sich.

Hinter den Bäumen begann die klare Sichel des Mondes aufzusteigen und den Wald in ein durchsichtiges Dämmerlicht zu tauchen. Eine schwache, milde Brise wehte über ihn hin, wie der Atem der Erde.

Cachaprés warf sich auf die Hände und eilte in großen Sprüngen hinter dem hochaufragenden Buschwerk den Weg hinab. Ein Rehbock, der gab ein schönes Stück Geld! Doch könnte der Bod auch leicht entschlipfen — und überhaupt: zwei Stücke wären besser als eines. In seinem Kopfe kreuzten sich mordlüsterne Instinkte mit seinen liebestollen Begierden. Germaine an sich zu pressen, mit Wein zu berauschen und dann in die finstere Nacht hinauszuschleppen.

An dieser Stelle wucherte das Heidekraut besonders üppig; die Umrisse seiner gekrümmten Gestalt verschmolzen mit den hohen Ginsterstauden. Im Laufen verursachte er kein anderes Geräusch als das leise Knacken der Äste, an die sein Fuß bisweilen stieß. Sein ganzes Körpergewicht lastete auf den Händen, und seinen Hüften erteilte er ruckweise leichte Stöße, daß er mit den Füßen kaum den Boden berührte. Er spähte nach einem bequemen Durchschlupf, um ins Dickicht des Forstes zu gelangen, der wie ein weiter, dunkler Streif in dem hellen Mondensichte starre. Endlich fand er einen stark ausgetretenen Wechsel; der führte weit hin durch das von flüchtigen Sohlen arg verwüstete Heidekraut und verlor sich im Dornengestrüpp. Hier standen drei Birken und eine kleine, breitästige Eiche, und der mächtige Schatten dieser vier Bäume zitterte weit hin über die Lichtung.

Mit Händen und Knien nachhelfend, kletterte Cachaprés bis in die höchsten Äste der Eiche. Von hier aus konnte er das Gebüsch, die Ginsterstauden und den Bod übersehen, bis sich dieser im Walde verlor. Er öffnete sein Messer, stieß die Klinge in den Ast und horchte angestrengt in die Ferne. Aus dem bläulichen Schimmer der hellen Nacht brodelte dumpfes Gemurmel; so sanft klang es und regelmäÙig und leis wie langsam feierliches Fächerflügel. Durch die Bäume zog es, drang aus dem Busch, stieg aus den Tiefen des Dickichts auf, bald ferner und bald ganz nah. Und noch ein anderes gedämpftes Geräusch gesellte sich hinzu: es war das Aeseln des durch die Nacht streifenden Wildes. Ein seltsames Schmausen vollzog sich da, von heißhungrigen in den dunklen Schatten schwelgenden Tieren, einem großen, gierigen Heere, das im Waldessinnern ein Toesen vollführte, als brauste der Wind durch den Tann.

Für Cachaprés waren die Töne der malmenden Zähne und schnappenden Kiefer eine längstvertraute Musik. Im Rascheln der Zweige erkannte er flüchtige, durchs Dickicht eilende Gestalten, die geschmeidigen Bindungen des Rehes, das in dem Geheimnis seiner Schlupfgebüsche hin und wieder huschte, die possierlichen Gebärden der Hasen und Kaninchen, die sich mit scharfen Zähnen dicht überm Boden einen Durchbruch nagten. Wildschweine erfüllten den finsternen Forst mit ihrem zornigen Gebrumme, mit Hauernstößen und schrillenden Tönen. Dann wieder verstummte das Getöse und verlor sich im Getrappel eines entfernten Galopps.

Und durch die Finsternis fühlte Cachaprés das ganze, unbeschreibbare Grauen der nächtlichen Horden zu sich emporsteigen. Ein beizender Geruch entströmte all diesem Getier, das er da um sich herumstreichen fühlte, und dieser Duft beaufachte ihn, erfüllte ihn mit einem Schwindel. Er hätte die ganze Rotte aufs Korn nehmen, sich Leib an Leib mit ihr messen, in ihrem Blute sich wälzen mögen. Seine geweiteten Augen sahen die flüchtigen, schemenhaften Schattengestalten im durchscheinenden Dickicht wogen, bis ihr scheues Getümmel im Schlummer des träumenden Waldes erstarrte. Dann trug der leise, flüsternde Wind Liebeskussler und schmerzliche Laute mit sich.

Mit einem Male erschütterte ein schwacher Mägelaut die Luft. Das Männchen war's, das den Ruf des Weibchens erwiderte; gleichzeitig salbte es seinen Rock mit einem stark riechenden Fette, das der Duft seiner Liebe war. Er horchte.

Eine Bewegung zitterte durch den Hain, langanhaltendes Blättergeraschel. Und fast allsogleich kam ein Schmalter in die Richtung gehüpft, das Köpfchen hoch ausgerichtet. Hier blieb es ein paar Augenblicke in Unschlüßigkeit stehen: es witterte mit geblähten Nüstern den Bod. Der zärtliche Mondenschein umhüllte es, schimmerte in seinem Fell und entzündete glimmende Pünktchen in seinen runden Lichtern. Jetzt hüpfte es wieder weiter, in die Richtung der Eiche. Auf dem Aste zusammengebückt, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, hob Cachaprés seinen furchtbaren Arm, der härter als Eisen war. Um seine Nasenflügel spielte ein wilder Grimm; mit wursbereiter Klinge spähte er die Stelle aus, auf die er treffen wollte.

Das Reh machte noch einen Sprung, dann streckte es ein wenig beunruhigt sein Köpfchen vor. Da sauste ein Gegenstand pfeifend durch die Luft, und wie eine schwere Masse bohrte sich das Messer zwischen die Schulterblätter des Tieres: ein kurzer Schrei, — dann richtete es sich auf den Hinterbeinen auf und wälzte sich, indem es sich zweimal überschlug, auf dem Boden.

Mit einem Satz war er vom Aste herunter. Ein konvulsives Beben erschütterte den schlanken Körper des Tieres. Wild stampften seine Hufe auf den Rasen, ein Krampf verrenkte seine Kiefer, aus denen ein dünner Blutstrahl hervorquoll. Bis ans Heft bohrte Cachaprés das Messer ein und zog es dann rasch zurück. Ein letztes Mal versuchte das Reh sich auf den Knien aufzurichten, dann sank sein schlotterndes Haupt zurück, und den brechenden Augen entströmten reichliche Tränen.

Der Mond sandte seinen bleichen Glanz auf diesen Todeskampf. Mit verkränkten Armen stand Cachaprés vor seiner zuckenden Beute. Er bewunderte seinen geschickten Wurf, der

gerade die richtige Stelle getroffen hatte. Und unbewegt von dem nahenden Tode, harrte er des Augenblicks, da er das Tier fortzuschaffen konnte.

Nach einer noch heftigeren Zuckung als der früheren entwich das Leben. Er hob das Tier an den Läufen empor, um sein Gewicht zu prüfen. Es war ein einjähriges Schmal-tier, nach dem Geweih zu schließen.

Der Mond brach sich in Streifen durch die Stämme. Wie ein See zog sich ein silbriger Schimmer unter den Bäumen hin, und die blanken Birkenstämme erglänzten in bleichen Fernen. Schwer hing das Licht der Mitternacht über dem schlummernden Forste. Cachaprès berechnete, daß er noch vier Stunden bis Tagesanbruch vor sich habe. Eine Stunde für den Weg zu den Ducs, eine Stunde für die Raft, dann noch zwei Stunden, um das Wild zu holen und nach der Stadt zu schaffen — das war gerade genügend.

Er schritt quer durch den Wald, ohne sich mehr verbergen zu wollen; nun zeigte er sich in seinem vollen Wuchs, bloß aus Gewohnheit das Geräusch seiner Schritte dämpfend. Froh-gemut, ein Lied durch die Zähne pfeifend, wanderte er im hellen Mondenscheine unter den windgeschaukelten Buchen. Kaninchen sprangen unter seinen Füßen auf. Er hörte es im Ginsten rascheln, das trappende Geräusch auf dem Boden scharrender Krallen. Dann wieder waren es Dachse, Feld-mäuse oder Warder, deren geschmeidige Gestalten an ihm vorüberhüschten. Er zermalnte mit seinem Schuhabsatz einen Warder, tötete ein paar Kaninchen mit Messerstichen, schleu-derte seinen Knüttel nach einer Wildkatze, auf diese Art seinen mörderischen Vernichtungstrieb befriedigend. Er war das wachsame Ohr der Nacht, das sich allen Geräuschen öffnet, die nimmer schlummernde Arglist war er, die Hand, die unsichtbar schlägt und trifft: er war der Tod in Menschengestalt. Bei seinem Nahen schien der Forst in geheimen Schauern zu beben.

Er gelangte zur Hütte der Ducs.

„He, alte Häsin!“ schrie er und pochte an die Türe.

Eine heißere Stimme brummte drinnen:

„Bist Du's, Bursch?“

„Ja.“

Nach einem Augenblicke hörte man das Klatschen von nackten Sohlen auf den Dielen, dann erschien die Alte, hager wie ein Knochengeriippe, im groben Leinwandhemde. Sie war an derlei nächtliche Ueberraschungen gewöhnt.

„Was gibt's?“

„In ein paar Stunden, wenn's zu dämmern beginnt, müßt Ihr mit dem Schiebkarren im Walde sein.“

„Wo denn?“

„Beim Eichenrondell. Du mußt Reisig mitbringen.“

„Ist's was Schweres?“

„Ein Stück oder zwei. Wir werd'n erst ich'n.“

„Wenn's so ist, so hab' ich ja noch ein paar Stunden Zeit, mich neben meinem Alten zu wärmen. Und Du?“

„Ich leg' mich hier ein bißchen schlafen.“

Er deutete auf ein Bünd Stroh, das in einer Ecke an der Wand lehnte. Das öffnete er, breitete das Stroh auf dem Boden aus und streckte sich darauf aus. Da sah er die mageren Knöchel der Alten eben noch unter dem Deckbette ver-schwinden, wo Duc mit blinzeln den Augen lag und tat, als ob er fest schnarchte.

„Gute Nacht, meine Herrschaften,“ rief Cachaprès.

Statt einer Antwort begann es in dem Blätterlager neben ihm zu rascheln.

„Gerrje,“ sagte er, „bist Du's, Gadelette?“

Die Kleine zog ihre Beine ein und wandte sich ab, ohne etwas zu erwidern. Aber eine ganze Stunde lang, während er im gefunden, festen Schlafe lag, blieb sie wach und starrte ihn, nagelkauend, mit ihren glühenden Augen an, die wie die einer Wildkatze funkelten. (Fortsetzung folgt.)

## Die Heilbutte.

Von Karl Soerensen (Slagen).

Das Meer lag da und verpustete sich nach dem Sturme in schweren Wogen. Eine nach der anderen glitt unter den Steven, hob das Boot auf seinen Rücken, wippte es, wie um sein Gewicht zu prüfen und glitt dann hinten wieder heraus und verjehrte dem Boot gutmütig noch einen kleinen Fuß in die Seite wie im Ueber-mut über seine Riesenstärke.

Drei waren im Boote. Auf der mittleren Ruderbank saß der alte Elias, eine magere, gähe Gestalt, von Wind und Wetter aus-

gehört. Auf der hinteren Bank des Bootes saß Thomas, ein kleiner Mann im mittleren Alter, von gedrungener, kräftigem Bau.

Johannes hatte vorne seinen Platz. Er war ein junger Bursche von kaum zwanzig Jahren, lang aufgeschossen. Er hatte seine Schnur auf der anderen Seite des Bootes ausgemorfen und holte sie mit langen, gleichmäßigen Zügen ein. Wie allmählich der Tag dahinging, hatte sich sein Rücken mehr und mehr getrümt, während er die Dorsche heraufholte, einen nach dem andern.

Eine große Welle kam herangerollt und hob das Boot hoch in die Luft. Im Nu ließ Elias seinen Blick rund um den Horizont schweifen, um nach den andern Booten zu sehen, die ebenfalls zum Fischen über das Meer zerstreut lagen. Die meisten hatten schon ihre Netze eingezogen, das kleine Raafegel ausgefetzt und waren auf dem Heimweg. Darum fierte er nun sehnsüchtig nach dem Lande hin; ihm war die ganze Geschichte längst über.

Er beugte sich über die Reeling und spudte in weitem Bogen hinaus.

„Ich glaube nicht, daß noch welche anbeissen“, bemerkte er gleichgültig. „Aber jetzt ist es ja auch bald finster!“

Thomas schob seinen Kopf über die Schnur weg nach dem Lande zu, um sich zu vergewissern, daß sie noch richtig über dem Angelzeug lagen. Dann sah er nach dem Boden des Bootes, wo der Fang aufgestapelt lag. „Wir können noch eine Menge kriegen. Und eine Heilbutte wollen wir auch noch haben.“

Die Heilbutte brachte etwas Leben in den jungen Burschen. Einen Augenblick richtete er sich auf und spannte seinen Rücken gerade. Aber wie dann doch keine Heilbutte kam, fiel er wieder in sich zusammen. Er hatte so bestimmt darauf gewartet, daß sie heute eine richtige große Heilbutte fangen würden, und er war auch ganz überzeugt gewesen, daß sie ihm zufallen würde. Das wäre doch so ein passender Anlaß gewesen, um Suse zu sagen, daß er sie gern hätte.

Aber nach und nach, wie der Tag dahinschwand und es immer und immer wieder beim Dorsch blieb was sie herausfischten, da hatte er allmählich die Hoffnung aufgegeben und sein Interesse verloren. Aber das war natürlich, wenn eine Heilbutte käme, dann — aber es kam ja keine.

Johannes hatte sich nach vorn geneigt, seine Schnur hielt er in der Hand und bewegte sie mechanisch auf und ab. Plötzlich strammte sie sich, und er konnte sie nicht mehr rühren. Ob sie sich wohl auf dem Grunde in einen Stein verhaßt hatte? Er fahnte mit beiden Händen zu und kriegte sie glücklich ein paar Zoll höher. Dann riß er wieder mit aller Gewalt daran und gewann wieder ein paar Zoll. Was zum Teufel war das nun?

Thomas, der ihn beobachtet hatte, ließ seinen Dorsch ins Boot fallen, pflanzte seine Hand auf die Schulter von Elias und setzte in einem Sprung nach vorne.

„Sei vorsichtig, Junge, zum Teufel, sei vorsichtig! Zieh lang-sam, ganz langsam, sonst reißt Du die ganze Geschichte in Stücke.“

Diese Ermahnung war insofern überflüssig, als er bereits selbst die Schnur ergriffen hatte und daran zog.

„Om“, grunzte Elias und drehte sich halb um; aber diesmal gab er besser acht und manövrierte umständlich mit seinen Rudern.

„Vorsichtig, ganz langsam, ganz, ganz vorsichtig“, ermahnte Thomas, der da stand und selbst die Schnur einholte.

Johannes, der beiseite geschubst war, saß auf der Bank und wußte nicht, was er mit seinen Händen anfangen sollte. Es schien ihm höchst überflüssig, andere zu ermahnen, wenn man ihnen gleich-zeitig die Schnur aus der Hand nahm und ihren Fang an sich riß, und er teilte Thomas in bescheidenem, brummigem Tone seine An-sicht hierüber mit.

Thomas zog noch ein paar mal. „Na, denn nimm sie man wieder“, sagte er und hielt Johannes die Schnur hin, „aber sei vorsichtig damit, Bursche.“

Offenbar gab er nur mit Unwillen die Schnur weg, mit so augenscheinlichem Unwillen, daß Johannes sich fast genierte, sie anzunehmen. Aber es war ja doch sein Fisch, und was noch mehr sagen will, sein erster Fisch.

Johannes zog langsam und vorsichtig, während Thomas dabei stand und zusah, vornüber gebeugt und sichtlich bereit, bei der ersten Gelegenheit einzugreifen. Elias hatte sich bald umgewendet und manövrierte mit geübter Hand das Boot aufmerksam gegen den Seegang, während er gleichzeitig mit halber Stimme Ermahnungen in den Bart murmelte. „Ruhig, ruhig, nicht so hitzig, ja nicht hitzig, immer ruhig!“ Er lehnte sich zurück und brachte mit einem sicheren Ruder Schlag das Boot auf eine hohe Welle. Dann ruhte er, während die Welle unter dem Boot hinglitt und lenkte dann wieder auf die nächste los. Das war doch verflucht spannend mit so einem Fisch. Elias hatte geradezu Bauchkrämpfe vor Spannung, obgleich er doch ein alter Fischer war und schon viele Heilbutten in seinem Leben gefischt hatte. Aber jetzt sah es doch so aus, als ob es eine ganz mächtig große werden sollte.

Johannes wunderte sich darüber, wie leicht der Fisch auf ein-mal geworden war; man konnte wahrhaftig denken, daß er schon wieder futsch war. Aber da strammte sich die Schnur plötzlich und wurde so schwer, als wenn ein Felsblock daran hing.

„Sei bloß vorsichtig, Bursche“, ermahnte Thomas, während er sich vornüberbeugte und mit den Händen in die Luft griff, „sei bloß vorsichtig.“

Alle diese Ermahnungen waren ganz sinnlos, denn nur mit aller Kraft kriegte es der Bursche fertig, die Leine Zoll für Zoll über die Keeling einzuholen. Er lag zurückgelehnt, hatte beide Füße gegen das Boot gestemmt und war vor Anstrengung ganz rotblau im Gesicht. Er wollte nicht davon ablassen, aber schließlich war er doch dazu gezwungen.

Widerwillig gab er die Schnur an Thomas, der sie ergriff, ohne ein Wort zu reden, während Johannes sich auf die Bank setzte und sich verpustete.

Endlich kam der Fisch an die Oberfläche. Es war eine riesig große Heilbutte; sie schlug um sich, daß das Boot trachte und das Wasser über die Keeling hereinschwappte.

Thomas lag auf den Knien am Boden und zog an der Leine, während er wütend nach dem Fisch hinstierte. Er konnte nicht mehr.

Johannes gaffte unschlüssig den mächtigen Fisch an, aber Elias warf die Ruder hin und war schon mit einem Bein über die Bank. Da ließ Thomas loder und ließ den Fisch fahren, erst langsam, dann schneller und schneller. Der sank hinab wie ein ganz schwerer Stein, während die Leine über die Keeling sauste.

„Um“, sagte Elias und griff wieder zu den Rudern, „das war ein tüchtiger Kerl, der da.“

„Das war er“, stöhnte Thomas. Er konnte kaum Luft kriegen und seine Arme hingen lose herunter. „Aber der war zu lebhaft, um ihn ins Boot zu kriegen.“

Thomas hatte jetzt die Leine ganz losgelassen, und saufend ging sie nieder.

Als nun etwa zehn Minuten vergangen waren, hatten sie den Fisch glücklich wieder an der Oberfläche. „Reich mir den Eisenhaken“, rief Thomas dem Elias zu, der nun wieder bei den andern saß.

Der Fisch war nun so ermattet, daß er kaum die Kraft hatte, ein paar schwache Schläge mit dem Schwanz auszuerteilen. Thomas schlug die Leine um den Ruderpflock und übergab sie darauf Johannes.

„Gib nur diesmal gut acht“, ermahnte er ihn. Dann ergriff er den Eisenhaken mit den beiden Händen und fuhr mit der schweren Waffe dem Fisch in den Kopf.

„So, den hätten wir. Nun kommt!“

Er und Johannes lagen nun beide auf den Knien am Boden und schoben ihren Körper soweit wie möglich nach der anderen Keeling hinüber, um das Boot im Gleichgewicht zu halten.

„So, nun rauf damit. Eins, zwei, da kommt er schon. Ahoj!“

Die beiden Männer packten so zu, daß das Boot unter ihnen zitterte. Elias hatte sich weit über die andere Keeling geworfen, so daß er beinahe ins Wasser tauchte.

Einen Augenblick lag der riesige Fisch oben auf der Bootkante und drückte sie herunter, so daß das Wasser über die Keeling hereinströmte. Dann rutschte er plump aufplätschend auf den Boden nieder, und im selben Augenblick waren die beiden Fischer mit ihren Messern über ihn her. Er teilte noch ein paar tüchtige Schläge mit seinem Schwanz aus, dann war er tot.

„Satanskerl, das“, sagte Thomas. Er hatte sich erhoben und wischte mit seinen Hemdärmeln den Schweiß vom Gesicht.

„Ja, groß ist er“, gab Elias zu, der den Fisch mit Kennermiene musterte. „Und fett. Der wird wohl seine paar hundert Pfund wiegen.“

Johannes sagte gar nichts. Er sah auf seiner Bank, ganz blaß vor Anstrengung, und sah aus, als ob ihm etwas weh täte.

(Schluß folgt.)

## festе und Kunstabende.

### Die Programme.

Auch die Arbeiterorganisationen feiern ihre Feste. Männer und Frauen, die Schulter an Schulter im harten Kampfe um besseres Brot und politische Macht stehen, legen mit Recht Wert darauf, von Zeit zu Zeit auch gefellig beisammen zu sein. Nach ernster Arbeit im Dienste der Befreiung der Menschheit wollen sie auch einmal einige Stunden der gefelligen Freude und dem Lebensgenuss weihen.

Die Arbeiterbewegung erblickt ihr Ziel in dem höchsten, das jemals von der politischen Bewegung einer Gesellschaftsklasse erstrebt wurde. Ihr Ziel ist die Aufhebung aller Klassenunterschiede, aller Unterdrückung des Menschen durch den Menschen. Hohe Ideale erfüllen Kopf und Herz eines jeden, der hier mitstrebt und mitarbeitet.

Menschen, die so hohes Streben auszeichnet, sollen auch den Stunden, die sie in Geselligkeit zusammen leben, einen Inhalt geben, der ihres Strebens würdig ist. Nicht Nummernschmerz und Maskenspiel, nicht blöder Ill und Pseudokunst sollen ihnen zur Unterhaltung dienen. Ihre Feste sollen ein Gepräge tragen, das den Reiz und die Achtung des Gegners ebenso hervorruft, wie die Macht und Größe der ganzen Bewegung. Die Arbeiterbewegung muß bei diesen Gelegenheiten zeigen, daß sie berufen ist, die Menschheit auch von geistiger Knechtschaft zu erlösen.

Wir wissen wohl, daß es nicht immer so ist. Die Programme unserer Feste und sonstigen gefelligen Zusammenkünfte sind oft alles andere als ein Spiegelbild der geistigen Größe unserer Be-

wegung. Das ist auch sehr zu verstehen. Der politische Tageskampf hat bis vor wenigen Jahren alle verfügbaren Kräfte voll in Anspruch genommen. Erst nach und nach ist die Bewegung so stark geworden, daß sie auch dieser wichtigen Aufgabe einer Kulturbewegung, der künstlerischen Ausgestaltung der gefelligen Feiern und damit der Erziehung unseres Anhangs zu künstlerischem Verständnis, größere Aufmerksamkeit zuwenden kann.

Oberster Grundsatz bei der Aufstellung eines Programmes muß es sein, daß ein leitender Gedanke dem ganzen Programm zugrunde zu liegen hat, der aus allen seinen Teilen hervorleuchtet, der alle Teile wie ein Band umschließt. Darin muß ein Programm einem einzelnen Kunstwerk ähnlich sein. Wie der Maler die Harmonie der Farben und der Tonkünstler die Harmonie der Töne sucht, so muß der Bearbeiter eines Programmes nach der Harmonie der einzelnen Bestandteile streben.

So muß jeder Teil eines Programmes zum anderen und zu dem alles umfassenden Grundgedanken in enger Beziehung stehen. Es sollte darum nicht vorkommen, daß nach einem ernsten und guten Musikstück alsbald ein Komiker oder ein Brettlänger erscheint. Menschen, die mit ganzer Seele bei der soeben gehörten Musik waren, müssen sich durch den blutigen Ill eines Spasmachers angeekelt fühlen.

Die Einsicht, daß in dieser Weise zusammengefügte Programme unmöglich vorkommen dürfen, bricht sich glücklicherweise immer mehr Bahn. Vor allem verbannt die Arbeiterenschaft die plumpen Späße des sogenannten Komikers überhaupt mehr und mehr aus ihren Veranstaltungen. Sie hat erkannt, daß das absolut un-künstlerische Couplet alten Stils nicht geeignet ist, auf den Festen der auf allen Gebieten vorwärts strebenden Arbeiterenschaft eine Rolle zu spielen. Ebenso verschwinden nach und nach die zweideutige Soubrette und die übrigen „Künstler“ des Tingeltangels. Es unterliegt keinem Zweifel, daß hier eine beachtenswerte Besserung eingetreten ist.

Aber auch die neueren Programme, deren einzelne Teile für sich oft ganz vortrefflich sind, sind innerlich nur zu oft recht widerspruchsvoll gestaltet. Der sogenannte „Bunte Abend“, der, wie schon der Titel sagt, alle Möglichkeiten öffnen lassen soll, herrscht unter den neueren Programmen stark vor. Nur sehr selten entspricht ein solcher Abend den Anforderungen, die an ein gut durchgearbeitetes Programm zu stellen sind. Der „Gedanke“, der ihm zugrunde liegt, eben die Buntheit, ist eine Konzeption an den Un-geschmack, der erzogen wurde durch den Wischmasch der früheren Programme, in denen die humoristische Szene „Karline und Hugo“ unmittelbar neben dem ersten Kampfliede eines Arbeiterchors stand. Die Buntheit, oft auch Kunterbuntheit, hat man zu veredeln gesucht. Das sollte den Zweck haben, den Arbeitern die echte Kunst, die immerhin viele dieser Abende auszeichnete, schmackhaft zu machen. Es ist das ein ähnliches Experiment, wie es auf dem Gebiete der Bekämpfung der Schundliteratur unternommen worden ist. Hier hat man, um die Jugend zu täuschen, literarisch wertvolle Lektüre in vielfarbige Umschläge gekleidet, die denen der schlimmsten Schundhefte sehr ähnlich sehen, und dort umgibt man die neue Kunst mit der äußerlichen Buntheit der alten Programme.

Es soll nicht geleugnet werden, daß solche Täuschungsmittel ihr Daseinsrecht haben. Sie sollen den Gesellen an wahrer Kunst weiden, sollen überleiten vom Kitsch zu guten künstlerischen Darbietungen. Solange es gilt, diese Arbeit zu leisten, hat somit auch der „Bunte Abend“ seine Existenzberechtigung. Ist die Arbeit aber vollbracht, dann muß auch er verschwinden und guten Programmen mit klar ausgesprochenen Grundgedanken Platz machen.

Es ist nicht zu befürchten, daß es in einem mit einem weniger „bunten“ Programm ausgefüllten Abend an Abwechslung fehlen wird. Auch wenn sich ein Programm in einem bestimmten Rahmen hält, bestehen tausend Möglichkeiten, es vielseitig und abwechslungsreich zu gestalten. Der Wechsel zwischen ernster Musik und allerlei Ill, der bei dem einigermaßen vorgebildeten Hörer Fieberschauer hervorruft, ist dazu nicht nötig.

Mit diesen Ausführungen wollen wir natürlich nicht sagen, daß die Heiterkeit ganz aus unseren Programmen zu verschwinden habe. Das ist schon deshalb nicht nötig, weil echte Kunst sehr wohl auch heiter, ja ausgelassen sein kann. Aber wenn ein Abend heiter gestimmt ist, dann soll das Programm auch ausschließlich heiter sein. Dann ist eben die Heiterkeit die Note, die den Abend charakterisiert. Ein solcher Abend wird eine gleichmäßige fröhliche Stimmung erzeugen und die Anwesenden stärker befriedigen als der „Bunte Abend“, der dem Hörer zumutet, zwischen ernster Andacht und ausgelassenem Lachen hin und her zu pendeln. Für Menschen mit feinerer seelischer Konstitution ist so etwas gleichbedeutend mit Wechselfieber.

Es ist auch denkbar, daß in einem Programm heitere Darbietungen in sehr enge Fühlung mit ernster Kunst stehen, ohne daß sich dagegen etwas sagen ließe. So hat die gute politische Satire, die ja in der Regel keinen Anlaß zum Tränenvergießen bietet, in den Programmen der Maiseiern und der Stiftungsfeste unserer Wahlvereine ihren Platz mit Recht neben der ersten sozialen Dichtung und dem anfeuernden Tendenzliede des Arbeiterchors. Die politische Satire fügt sich ja auch unmerklich in den Gedankenrahmen, der das Bild eines solchen Festes umschließt. Dazu kommt, daß die politische Satire bei all ihrer Fähigkeit, die Lachmuskeln zu erregen, einen durchaus ernsten Hintergrund hat.

Insofern nimmt sie im Gesamtgebiet der heiteren Kunst eine Sonderstellung ein.

Da die Maiseier einmal erwähnt ist, möchten wir von dem Programm einer Maiseier sprechen, das uns jüngst in die Hände kam. Es ist erwähnenswert, weil es ein Musterbeispiel dafür ist, wie Programme auf keinen Fall aussehen dürfen. Auf dem Programm finden wir neben dem Sozialisten-Marsch, dem Blumenmännermarsch, der Marzellaise und einigen anderen ernst aber tendenzlosen Konzertstücken moderne Koffen- und Operettenmusik blödesten Art, wie: „Wer kann dafür?“, „Heut' geh'n wir gar nicht erst ins Bett“, Puppen-Intermezzo, Duett aus „Filmzauber“ und so weiter.

Es ist uns trotz lebhaften Nachdenkens nicht klar geworden, was das Puppen-Intermezzo oder auch der sentimentale Schwachlappen „Vogel, fliegt in die Welt hinaus“, der ebenfalls das Programm ziert, mit der Maiseier und den ihr zugrunde liegenden Gedanken zu tun hat. Und gerade die Maiseier beruht doch auf einem so fest umrissenen Gedankenkomplex, der uns allen vertraut sein sollte, so daß man bei der Zusammenstellung eines Programmes für die Maiseier gar nicht fehlgreifen kann. Wenigstens sollten so arge Verstöße gegen den Geist einer Feier, wie wir sie hier anführten, am Maitage am wenigsten vorkommen.

Programme dieser und ähnlicher Art kommen zustande, indem die veranstaltende Organisationsleitung die einzelnen mitwirkenden Kräfte ersucht, den Teil des Programms, den sie mit ihren Darbietungen auszufüllen haben, zu bearbeiten. Ohne Fühlung mit den übrigen Mitwirkenden zu haben, stellt dann jeder Künstler einige Stücke, die er vorzutragen wünscht, zusammen, und die von den verschiedenen Seiten eingehenden Bruchstücke werden von den Veranstalter zu einem „Programm“ zusammengestoppelt.

Richtig ist aber einzig und allein der umgekehrte Weg. Das Programm muß von einer Stelle nach einheitlichen Gesichtspunkten aufgestellt und dann den Künstlern mitgeteilt werden. Diese haben nichts weiter zu tun, als die ihnen zugewiesenen Stücke zu singen, zu spielen oder zu sprechen. Man muß ihnen den Auftarg freilich zeitig genug übermitteln.

Weg ein Kunstabend ein bestimmender Gedanke zugrunde, dann dient er über das Künstlerische hinaus, das sich an das menschliche Fühlen wendet, zugleich der unmittelbaren Belehrung der Hörer. So ein Abend kann die Eigenart und das Schaffen eines Dichters oder eines Komponisten darstellen, kann eine bestimmte Periode der Kunstgeschichte veranschaulichen oder eine bestimmte Ausdrucksform der Dicht- oder Tonkunst (Christliche Dichtung, Ballade, Volkslied, Symphonie) illustrieren. So kann der Abend ein Stück Kulturgeschichte darstellen, so kann vor dem Zuhörer Wesen und Geist einer Persönlichkeit oder einer Zeitperiode lebendig gemacht werden. Das wird jeder begreifen, der weiß, daß die gesellschaftlichen Verhältnisse und Ideen einer Zeit sich auch in ihrer Kunst spiegeln, daß auch die Gedanken und Werke eines Künstlers letzten Endes in dem sozialen Milieu wurzeln, das seiner Zeit eigen ist.

## Kleines feuilleton.

### Aus der Vorzeit.

Germanischer Goldreichtum in der Bronzezeit. Ueber dieses Thema sprach auf der Tagung der „Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte“ in Köln Professor G. Kossinna.

Westeuropa erhielt sein Gold aus Irland, Mittel- und Nordeuropa, aus Siebenbürgen und den Ostalpen. In der ersten Periode der Bronzezeit um 2000 v. Chr., zu einer Zeit, da die Germanen in Holstein ihre Südgrenze haben, zeigt sich bei ihnen das Gold nur in ganz geringem Umfang. Mit der zweiten Periode treten Goldspiralen und Doppeldraht mit einer Endöse oder mit Dösen an beiden Enden auf, aus Oesterreich eingeführt, aber bald massenhaft bei den Germanen nachgemacht. Seit dieser Zeit um 1700 bilden die Germanen bereits eigenartige Formen in Gold aus. Namentlich sind zu nennen die schönen Formen breiter Armhänder, gepreßter Armringe und oft in Doppelspiralscheiben endigender Fingerringe. Den schwereren Schmud trägt nur der Held, stets aber nur an einem Arm, während die Frauen die Goldspiralen in doppelter Anzahl besitzen. Ebenso wird die Bekleidung hervorragender Bronzearbeiten mit Goldblech jetzt bereits in technisch meisterhafter Weise geübt; so bei großen Heiligtumskarten, aber auch bei den Kriegswaffen der Helden. Die wunderbaren Kunstwerke dieser Art sind jedoch die großen Goldbleche, die zur Bekleidung der aus Bronze gegossenen Sonnenscheiben dienen. Ihre Verzierung besteht in einem Mittelstern oder Mittelrad, das umgeben ist von einer großen Zahl konzentrischer Bänder, die gefüllt sind mit den Sinnbildern der Sonne. Auch Irland hat zahlreiche solche goldenen Sonnenscheiben aufzuweisen.

Im engsten Zusammenhange mit diesen Goldsonnen der älteren Bronzezeit stehen die Goldgefäße der jüngeren germanischen Bronzezeit. Sie zeigen durchaus dieselben Ziernuster wie die älteren Goldsonnen. Nur fehlt ihnen die Spirale. Dafür gefüllt sich zu dem Vollbild des Pferdes nunmehr die Darstellung des Sonnenvogels und des Sonnenhirsches

sowie der Mondhirsch. Daß die Goldgefäße keine Trintgefäße waren, wie man bei Gelegenheit des Eberswalder Goldfundes gemeint hat, geht daraus hervor, daß sie keinen Henkel haben und einen ungeeigneten scharfkantigen Rand. Abgesehen von einem einzigen Goldgefäß aus einem der Heldengräber südlich von Kiel, das dem 14. Jahrhundert angehört, ent stammen die 58 Goldgefäße Mittel- und Nordeuropas dem 11. bis 12. Jahrhundert v. Chr. Man hat sie aus dem Süden hergeleitet und auf phönizischen Einfluß zurückgeführt. Wir kennen aber überhaupt keine eigengewachsene Kultur der Phönizier. Ebenso wenig hat Italien etwas mit unseren Goldgefäßen zu tun, denn erst die Etrusker brachten Gold dorthin. Endlich kann auch weder Irland noch Siebenbürgen etwas mit unseren Goldgefäßen zu tun haben. Der Stil und die Arbeitsweise der 58 gefundenen goldenen Kultgefäße ist durchaus germanisch. Ihre Verbreitung liegt ganz innerhalb des Gebietes, das längst als germanisches Land erwiesen worden ist. Der erstaunliche Goldreichtum und der hohe Geschmud, mit dem der Goldschmud und namentlich die Kultgefäße der Germanen gearbeitet worden sind, zeigt von neuem, daß weder in der älteren, noch in der jüngeren Bronzezeit irgend ein Volk eine Kultur besessen hat, die sich mit der damaligen germanischen Kultur messen kann.

### Musik.

Die Orgel. Das universalste aller Musikinstrumente, ihre „Königin“, ist unzweifelhaft die Orgel. Sie vermag infolge der Vielseitigkeit und Fülle ihres Tonausbrudes und der Verschiedenheit ihrer Klangfärbungen ein ganzes Orchester zu ersetzen. In der Tat sind denn auch in letzter Zeit oft genug für das Orchester geschriebene Kompositionen für die Orgel übertragen worden und sie haben dabei an Schönheit nichts eingebüßt, eher noch gewonnen. Die moderne Orgel vermag die schnellsten Läufe so gut wiederzugeben wie die getragenen Melodien, und es gibt wenig Instrumente, die von ihr nicht überraschend gut nachgeahmt werden könnten.

Schon der griechische Physiker und Philosoph Hero beschrieb eine Orgel, die sogenannte Wasserorgel der Griechen. Um das 7.—8. Jahrhundert finden wir sie bereits im Gebrauch beim Gottesdienst in den römischen (katholischen) Kirchen. Zu gleicher Zeit drang sie nach Deutschland und Frankreich vor. Der Karolinger Hausmeier Pipin der Kleine erhielt 766 eine Orgel mit Holzspeifen. Karl der Große bekam 812 die erste Orgel mit Blechspeifen in seinen Besitz. Ein Jahrhundert später spielten schon größere Werke in den Domen zu Merseburg, Magdeburg, Erfurt und Halberstadt. Der englische Bischof Eusey besaß damals ein Instrument, das nicht weniger als 400 Orgelspeifen und 26 Pälge zählte. Die Klaviatur umfaßte jedoch erst 10 Tasten.

Alle diese Orgeln hatten nur ein Register, das ist eine Vorrichtung, die es ermöglicht, dem Orgelton bestimmte Klangfärbungen, wie die der Flöte, Oboe, Geige usw. zu geben. Erst nach und nach wurden alle die Register erfunden, mittels derer die moderne Orgel die gebräuchlichsten Musikinstrumente täuschend nachahmen kann.

Während die ersten Orgeln mit Wasser in Bewegung gesetzt wurden, begann man sich schon im frühen Mittelalter der komprimierten Luft zu bedienen, die in Blasebälgen erzeugt wurde. Die größeren modernen Orgeln werden dagegen fast ausnahmslos mit Elektrizität betrieben.

Sehr lustig anzusehen muß das mittelalterliche Orgelschlagen gewesen sein. Man konnte damals noch nicht unsere heutigen zierlichen Eisenbeintasten, diese waren vielmehr fußlang und hatten 20—30 Zentimeter Fall. Infolgedessen mußten sie mit der geballten Faust oder gar dem ganzen Arm angeschlagen werden.

Im dreizehnten Jahrhundert wurde in Deutschland das Pedal erfunden, ein großes, mit den Füßen bedientes Tastenwerk, das die Klaviatur für die Orgelbässe darstellt. Trotzdem aber nun die Orgel schon auf einer hohen Stufe technischer Vollendung stand, war sie dennoch insofern sehr tot und einseitig, als sie keine verschiedenen Stimmfärbungen der Töne erzeugen konnte, wie das bei den modernen Orgeln möglich ist. Lange und mühevolle Arbeit war notwendig, ehe man zu diesem Ziele gelangte.

Bis zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts fanden die Orgeln fast nur in den Kirchen zur Begleitung des Gesanges Verwendung. Erst dann eroberten sie sich nach und nach die öffentlichen Konzertsäle, die man sich nun ohne Orgel kaum noch vorstellen könnte. Ist sie doch das Instrument vom größten Tonumfang und zur Erzeugung der tiefsten Töne direkt unentbehrlich. Die größeren modernen Orgeln umfassen gewöhnlich 8 Oktaven, einzelne sogar 9. Zum Vergleiche sei bemerkt, daß auch die größten Klaviere und Flügel höchstens 7 Oktaven umspannen können!

Der bedeutendste aller Orgelkomponisten war bisher Johann Sebastian Bach (1685—1750). Franz Liszt schuf über seinen Namen, nämlich über die Töne b—a—c—h eine großartige Orgelfuge, die wohl das eigenartigste Denkmal darstellt, womit ein Künstler seinen Lehremeister ehrt. — In unserer Zeit ist der eigenartigste und tiefstimmigste Orgelkomponist Max Regner, dessen Fugen und Sonaten mit unerhörtem Raffinement ausgearbeitet sind und die größte technische Gewandtheit vom Spieler verlangen. Auch Regners Kunst ist stammverwandt mit der J. S. Bachs, dessen erhabene Orgelwerke mit den Symphonien Beethovens zum Höchsten gehören, was bisher in der Musik geschaffen wurde.

H. W.